

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4941) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. erfl. Bestellgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlank.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Glossen zum Parteitage.

Leipzig, 11. Oktober.

III.

Die heißesten Debatten entbrannten in Stuttgart um die Frage der Taktik. Sie führten zu keinem Abschlusse, der dieser oder jener Richtung das Existenzrecht innerhalb der Partei absprach, und sie konnten dazu auch nicht führen. Was sie aber leisten konnten, das haben sie geleistet: sie haben eine dankenswerte Klärung geschaffen.

Eine Klärung zunächst in dem Sinne, daß taktische Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei bestehen, und nicht bloß solche Temperamentsunterschiede, wie sie in einer so großen Volkspartei immer vorhanden sein werden. Sie sind einestheils schärfer und greifen anderenteils weiter, als sich bisher annehmen ließ. Wenn wir in unserem Begrüßungsartikel zum Parteitage meinten, daß mindestens neun Zehntel der Partei auf dem alten proletarisch-revolutionären Standpunkt ausharrten, so müssen wir diese Meinung nach dem Verlaufe der Stuttgarter Debatten als allzu optimistisch aufgeben. Die „praktischen Politiker“ haben entschieden einen größeren Anhang, und auch die „praktische Politik“ trennt sich schärfer von der alten Taktik der Partei. Allerdings erwiesen sich einzelne ihrer Formen und Vertreter von vollendeter Harmlosigkeit. Wenn Heine sich erst verächtlich über den „dünnen Kaffee mit recht viel revolutionärem Zucker“ aussprach, aber dann, unvorbereitet wie er war, mit höflich dankender Verbeugung zurücktrat, als ihm Kautsky eine Tasse des faden Getränks zur chemischen Analyse überreichte, so gestehen wir gern, daß wir die „Heimerel“ nicht als eine nennenswerte Gefahr für die gesunde Entwicklung der Partei fürchten.

Ganz anders aber stand es mit Vollmars Rede über die Taktik, die „lebhafteste Zustimmung“ und „stürmische Zustimmung“ erweckte, obgleich sie aus ihrem schroffen Widerspruch mit der alten Taktik, mit den „alten Klischees“ der Partei kein Hehl machte. Wenn wir sie nun auf ihren Inhalt prüfen, so schicken wir voraus, daß es uns zunächst darauf ankommt, nicht Kritik zu üben, sondern den Thatbestand festzustellen. Am fernsten liegt uns die Absicht, einem Manne wie Vollmar persönlich nahe zu treten; wir bezweifeln durchaus nicht seine prinzipielle Zustimmung zum Erfurter Programm, und wir wissen sehr wohl, daß ihm seine besonderen taktischen Anschauungen aus besonderen historischen Verhältnissen erwachsen sind, in denen er eine mühe- und verdienstvolle Parteithätigkeit entfaltet hat. Unter diesen Vorbehalten müssen wir aber sagen, daß die An-

sichten, die Vollmar in seiner Rede über die Parteitaktik niederlegte, allerdings von der bisherigen Taktik weit abweichen und von jedem liberalen Kathedersozialisten, sagen wir etwa, von einem Manne wie Lujo Brentano, vorbehaltlos unterschrieben werden können.

Da ist zunächst Vollmars Stellung zur Fabrikgesetzgebung und zur Gewerkschaftsbewegung. Er nannte es einen „Trugschluss“, daß der Arbeiterschutz im Interesse des Kapitalismus selbst gelegen sei und erklärte es für fraglich, ob die Trade-Unions trotz ihrer „sozialistenfeindlichen Haltung“, praktisch genommen, nicht mehr für das Los der Arbeiterklasse erreicht hätten, als in Deutschland erreicht worden sei. Für diese Ureile berief sich Vollmar darauf, daß Marx einmal die Wiedergeburt der englischen Arbeiterklasse von dem Erlaß der englischen Fabrikgesetze datiert und ein andermal die Trade-Unions die Preisfechter des europäischen Proletariats genannt habe. Beide Citate sind dem Wortlaut nach richtig, aber in dem Sinne, worin sie Vollmar anwandte, sind sie unrichtig. Er wollte damit die proletarisch-revolutionäre Anschauung bekämpfen, wonach Fabrikgesetze und Gewerkschaften unzulänglich sind, das Proletariat zu emancipieren, und es giebt wenige Punkte, über die Marx sich so entschieden, so klar und so oft ausgesprochen hat wie darüber, daß Fabrikgesetze und Gewerkschaften zwar ausgezeichnete Waffen des proletarischen Emancipationskampfes wären, aber niemals seine endgültige Lösung sein könnten.

Soweit wie Vollmar die Ansicht von Marx citiert, unterschreibt Brentano, und der Kathedersozialismus überhaupt, sie auch. Der Unterschied zwischen bürgerlicher Sozialreform und revolutionärem Sozialismus ist in dieser Beziehung nicht der: Sind Fabrikgesetze und Gewerkschaften nützliche oder unnützliche Dinge für die Arbeiterklasse? Sondern vielmehr der: Können Fabrikgesetze und Gewerkschaften die Arbeiterklasse dauernd befriedigen oder sind sie nur vorbereitende Stadien für die Zerbrechung der Lohnsklaverei und die Zertrümmerung der kapitalistischen Gesellschaft? Werden sie gefordert, um diese Gesellschaft zu erhalten oder zu zerstören? Dieser grundsätzliche Unterschied verschwindet in Vollmars Rede vollständig. Ja, in einem Punkt ist er sogar noch nicht einmal so consequent, wie der Kathedersozialismus. Brentano erklärt es wenigstens nicht für einen „Trugschluss“, daß der Arbeiterschutz im Interesse des Kapitalismus gelegen sei; er sagt vielmehr ganz offen: Jawohl, anders als durch Fabrikgesetze und Gewerkschaften ist die bürgerliche Gesellschaft nicht zu erhalten, und deshalb will ich sie auf diesem Wege retten.

Und nun Vollmars Stellung zur Pariser Kommune!

Er sagt, über historische Ereignisse sei schwer zu urteilen, weil sie gewöhnlich mit elementarer Gewalt kämen, aber schlechter würden die Pariser Arbeiter im Frühjahr 1871 der Sache des Proletariats nicht gedient haben, wenn sie geschlafen hätten, und so viel sei jedenfalls sicher, daß sich keine unhistorischere Auffassung denken lasse, als in der Kommune ein Stück Sozialdemokratie zu sehen. Nun erklärten, als die Pariser Kommune am 28. März sich erhob, Marx in London als Haupt der Internationalen, Bebel und Liebknecht in Leipzig als Führer der Eisenacher, Schweitzer und Hasselmann in Berlin als Führer der Lassalleaner augenblicklich: Das ist Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blut; so tief verfeindet damals die beiden Fraktionen der deutschen Sozialdemokratie waren, so haben sie über ihre Stellung zur Pariser Kommune niemals gestritten. Dabei waren Marx und Bebel und Schweitzer, wenn auch keine „praktischen Politiker“, so doch leidlich gescheite Leute, die keineswegs so „unhistorisch“ dachten, den Pariser Aufstand mit der deutschen Sozialdemokratie in einen Topf zu werfen, und die sehr gut wußten, daß ihre Solidaritätserklärung mit der Kommune der deutschen und der internationalen Arbeiterbewegung nicht den geringsten greifbaren Nutzen, wohl aber die schwersten Nachenschläge eintragen würde, wie sie denn auch in überreicher Fülle eingetroffen sind. Wenn sie trotzdem nicht achselzuckend sagten: die Pariser Arbeiter hätten auch klüger daran gethan, sich schlafen zu legen, sondern den „roten Lappen schwangen“ und die „roten Phrasen herbeteten“, so werden sie dazu allerdings wohl ihre guten Gründe gehabt haben, und ihre proletarisch-revolutionäre Politik hat sich denn auch auf die Dauer, wie jedermann aus der Geschichte der Partei weiß oder doch wissen kann, mit reichen Wucherzinsen gelohnt. Vollmar aber nennt die Solidaritätserklärung mit der Pariser Kommune einfach „Blanquismus“ und findet für diese Ansicht „lebhafteste Zustimmung“ auf dem Parteitage.

Seine Stellung einerseits zum Arbeiterschutz und andererseits zur Gewerkschaftsbewegung war der rote Faden seiner Rede, und wir brauchen auf ihre weniger wesentlichen Einzelheiten um so weniger einzugehen, als es uns, wie gesagt, zunächst nicht auf Kritik, sondern auf Feststellung des Thatbestandes ankommt. Mit den vorstehenden Proben glauben wir genügend gezeigt zu haben, daß tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten über die Taktik auf dem Parteitage hervorgetreten sind. Es ist nun zwar richtig und überaus erfreulich, daß namentlich nach Kautskys glänzender und gründlicher Auseinandersetzung mit Bernstein's bekannten Anschauungen die alte proletarisch-revolutionäre Taktik einen

Seuilleton.

Magdend verboten.

Ansüßbar.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

Maria hörte ihn zu und sagte sich: „Er ist wahr und warm.“ — Und vielleicht war es das, wonach sie sich sehnte von Kindheit an: Wahrheit und Wärme. Wohl hatte man sie vergöttert und verwöhnt; aber wieviel Falschheit war bei dieser Vergötterung, die servile Leute ihr erwiesen, wieviel — wenigstens äußere — Kälte bei der Bewöhnung, die sie von ihrem Vater und nun erst von Tante Dolph erfuhr.

„Der Ernst auf Ihrer Stirn,“ sprach Hermann, „der hat mich bezaubert; er ist, was ich zuerst an Ihnen geliebt habe, und jetzt wird es mein heißes Bestreben sein, ihn allmählich zu zerstreuen. Sie sollen gefest durchs Leben wandeln, eingehüllt in meine Liebe. . . Ich bin zu glücklich,“ brach er aus, — „ich verdien' es nicht — was mühte der sein, der Sie verdiente, Maria! Maria!“

Sie trat einen Schritt zurück, sie vermied den Blick voll leidenschaftlicher Andacht, der den ihren suchte, und sprach: „Nein, nicht so — Sie sind ja besser als ich. . . haben Sie Geduld mit mir.“

IV.

Sie wurden ein stilles und feierliches Brautpaar. Maria blieb kühl und gemessen. Dornach bekämpfte immer sieg-

reich jede Regung seines überstrebenden Gefühls. In der Gesellschaft erhoben sich Streitigkeiten, weil die einen behaupteten, er sei ihr, und die anderen wissen wollten, sie sei ihm gleichgültiger. Dennoch erging sich alle Welt in so überzeugten und gerührten Glückwünschen, als ob Romeo und Julia aus ihren Gräbern auferstanden und im Begriffe gewesen wären, sich häuslich einzurichten.

Unter den vielen Oberflächlichen, deren hohles Geschwätz geduldet und für deren als Teilnahme verkleidete Neugier gedankt werden mußte, gab es aber doch auch einige wohlwollende, treue Menschen, gab es vor allem Fürstin Alma Tessin. Maria liebte sie, verehrte ihre grenzenlose Herzengüte und war voll Mitleid mit ihrer Befangenheit, die von Jahr zu Jahr zunahm. Die Fürstin fragte Maria um Rat, küßte ihre Hände, hatte in ihrer Gegenwart etwas Demütiges und Bescheidenes, das dem jungen Mädchen ein Uebergewicht über die Frau, die beinahe ihre Mutter hätte sein können, förmlich aufzwang.

Eines Vormittags kam Fürstin Tessin zu Tante Dolph und fand dort das Brautpaar. Maria schritt ihr entgegen, Hermann erhob sich. Alma sah ihn zum ersten Male seit seiner Verlobung, und es geschah unerwartet. Auf ihrem zarten Angesichte wechselten die Farben.

„Gut Dornach,“ sprach sie, „ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen meinen innigen, meinen freudigen . . . sie hielt inne, von unüberwindlicher Verwirrung ergriffen und blickte beschwörend zu ihm empor: „Erbarme Dich,“ jählen sie zu sagen, „sieh' was ich leide, und erbarme Dich.“ Ihre stumme Bitte blieb unerfüllt. Er verbeugte sich, murmelte ein paar höfliche Redensarten und nahm ihre Hand nicht, die sie ihm zitternd hatte reichen wollen und nun mit einer Gebärde der Trostlosigkeit niedergleiten ließ. Hermann nahm Abschied und ging.

Das Herz Marias schwoh vor Unzufriedenheit mit ihm. Was berechtigte ihn zu diesem ablehnenden Benehmen gegen ein Wesen, das ihr teuer war? — Almas Verwandtschaft mit Tessin, flog es ihr durch den Kopf. Aber nein! weder Dornach noch irgend jemand konnte eine Ahnung von dem flüchtigen Interesse haben, das jener Mensch ihr eingestößt. Tessin war scheinbar nicht mehr um sie bemüht gewesen, als zwanzig andere. Daß sie ihm den Vorzug gegeben, blieb ihr, sogar gegen ihn selbst, streng bewahrtes Geheimnis. Aber die Eifersucht sieht scharf — der arglose Herrmann verdankt ihr vielleicht einen Seherblick.

Als er am Abend wiederkam und den wunderfähnen Blumenstrauß brachte, der täglich aus den Gewächshäusern von Dornach für die zukünftige Herrin anlangte, wies Maria die Gabe zurück:

„Vorher will ich wissen, was haben Sie gegen Alma?“ Er zögerte mit der Antwort: „Sie ist mir. . . Unrichtigkeit über alles, nicht wahr? — Nun denn, sie ist mir unangenehm.“

„Unangenehm? Verzeihen Sie, das begreife ich nicht — ausgenommen, Sie hätten die Kunst entdeckt, die Schönheit zu hassen und die Güte,“ rief sie herb, und er erwiderte mit seiner gewohnten bescheidenen Gelassenheit:

„Ich habe nicht von Haß gegen Fürstin Tessin gesprochen, ich bewundere ihre Schönheit.“

„Sie sieht eben aus, wie sie ist,“ fiel Maria lebhaft ein; „so blond, so weiß, so düstlich, von so überirdischer Anmut umflossen, habe ich mir in meiner Kindheit die Engel vorgestellt.“

Seltam war der Eindruck, den diese Worte auf ihn hervorbrachten; ein Schatten von Verlegenheit flog über sein Gesicht, und zugleich malte sich darin die tiefste und liebevollste Nührung.